

Literarische Umschau

WOCHENSCHRIFT DER BADISCHEN PRESSE

2. Jahrgang

Karlsruhe, 10. März 1926

Nummer 10

Hermann Bahr:

Benedetto Croce.

I.

Das Mißverständnis, Kunstwerke nicht um ihretwillen zu betrachten, sondern nur als Urkunden ihrer Künstler, als ob es auf den Anblick dieser in Person ankäme, die Werke jedoch nur Hilfen zur Vermittlung dieses persönlichen Anblickes wären, ist vor allem durch die Goethe-Philologen gezüchtet worden, die sich dabei auf Goethe selber berufen zu dürfen meinten. Er hat allerdings einmal seine Werke „Lebensspuren“ genannt; daraus mag die heillose Konfusion entstanden sein. Aber niemand war sich tiefer im Innersten bewußt, wie gering in jenem dunklen Prozeß, der ein Kunstwerk gebiert, der Anteil des Künstlers in Person ist, als gerade er, der nicht anstand, einmal zu beteuern, daß „die besten Meister in ihren glücklichsten Augenblicken sich der höchsten Kunst nähern wo die Individualität verschwindet und das, was durchaus recht ist, hervor gebracht wird.“ Und an einer anderen Stelle versichert er: „Eine geistige Form wird keineswegs verkürzt, wenn sie in der Erscheinung hervortritt, vorausgesetzt, daß ihr Hervortreten eine wahre Zeugung, eine wahre Fortpflanzung sei. Das Gezeugte ist nicht geringer als das Zeugende, ja, es ist der Vorteil lebendiger Zeugung, daß das Gezeugte vortrefflicher sein kann als das Zeugende.“ In diesem Bekenntnis hören wir Goethes Lebens Sinn pochen, seine Hoffnung, durch „lebendige Zeugung“ höher zu kommen, als er es in Person jemals vermocht hätte, ja durch sein Werk immer mehr einer reineren Existenz teilhaft zu werden, als er selbst in Person jemals hätte erreichen können. Kaum irgendein anderer hat so stark gefühlt, wie wenig er selbst in Person an seinen Werken schuld war; keiner hätte freudiger dem Bekenntnis William Blakes zugestimmt: „Ich bin nur der Sekretär, die Autoren sind in der Ewigkeit.“ Wie töricht vom Goethe-Philologen, wenn er die Botschaft der aus der Ewigkeit herüber diktierten Autoren uns nun dadurch besser verstehen zu lehren meint, daß er uns ihren irdischen Sekretär in allen seinen persönlichen Zufälligkeiten, sich räuspemd und spudend, zeigt. Goethe hat über König Ludwig gespottet, der in Rom, der römischen Elegien gedenkend, nun Goethen plagt, ihm doch zu „sagen, was an dem Faktum sei, weil es in den Gedichten so anmutig erscheint, als wäre was Rechtes daran gewesen“. Und als hätte er schon den Goethe-Philologen vorausgesehen, klagt er ein anderesmal: „Ich habe nun noch eine besondere Qual, daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Spezialissima, wobei und woran sie entstanden seien, zu eigentlicher Einsicht unentbehrlich halten.“ Schon bei Lebzeiten Goethes war die Freude am Gedicht nicht rein genug, um vorwichtige Fragen nach der Person des Dichters, die doch dabei eigentlich bloß als Draht, als Stromleiter des Einfalles in Betracht kommt, zu erhitzen.

In der Auflehnung gegen diesen ja keineswegs bloß deutschen, sondern, je mehr überall der Rest angeborenen sicheren Kunstgefühles zu schwinden begann und deshalb Hilfe bei der Reflexion gesucht wurde, rings im Abendland wachsenden Aberglauben an die Wichtigkeit der Fakten, der Spezialissima für die Kunst, ruht die Bedeutung Benedetto Croces, der eben als unermüdblicher Warner vor dem biografismo und psicologismo nach und nach der Vertrauensmann Europas in Fragen der Dichtung geworden ist. „Kunstwerke zu Urkunden herabzusehen“, erklärt er für eine ärgerliche und widerwärtige Gewohnheit der deutschen Kritik, und Goethe sieht er, bei Lebzeiten schon und gar nach seinem Tode, ihre vittima illustre. Doch leugnet er nicht, daß dieselbe Methode auch in Italien einbrang, wo sie jedoch bald, besonders in ihrer Anwendung auf Leopardi, als profanazione indegna erkannt und abgewiesen worden. Metodo antiestetico nennt er sie, und durch die Geduld, ja fast Manie, mit der er immer wieder vor dieser unästhetischen Neugier zu warnen, sie des Irrtums anzulagen, ja, ihr die Hauptschuld an der Verwirrung des Geschmades beizumessen fortfährt, hat er sich in der

Tat ein hohes Verdienst erworben. Freilich fehlt diesem Geschmad, der ihn so bewundernswert sicher lenkt, die Beweisraft für jeden, dem er nicht, wie ihm selber offenbar, angeboren ist. Ihm genügt, daß er ihn hat, und so gehorcht er ihm unbedingt, wie der Stimme des Gewissens zu gehorchen ein gewissenhafter Mann auch erst weiter keinen Beweis braucht. Damit ist aber allerdings künstlerisch gewissenlosen Menschen nicht geholfen, denen ein solcher Zwang des unaufgefordert von selbst sich regenden und unüberhörbar meldenden Urteils fehlt, das sie darum als ein bloßes Vorurteil nicht gelten lassen werden, solange es sich nicht mit zwingenden Gründen erhärten kann. Daran erkennen wir mit leisem Neid den glücklichen Lateiner, in dem das Geisteserbe von einer solchen unbefangenen Sicherheit ist, daß daran zu zweifeln, ja auch nur Gründe dafür, gar nicht erst etwa der Bestätigung wegen, sondern bloß weil der Mensch nun einmal ein nach Begründungen, auch der Evidenzen, verlangendes Geschöpf ist, zu suchen ihm durchaus nicht einfällt.

Croces Verdienst, ein gar nicht hoch genug zu preisendes in einer Zeit, der überall die Stützen des Unbedingten fehlen, liegt in der Unschuld, mit der er, wenigstens in der Kunst, etwas Absolutes anerkennt: er vertraut seinem absoluten Geschmad. Darum kann er noch unbedingt urteilen. Wir im Norden haben gar nicht mehr den Mut, uns damit zu begnügen, daß uns ein Kunstwerk gefällt oder mißfällt. Wir brauchen Gründe. Wir wollen unser Urteil beweisen können, vor allem schon vor uns selber. Wir wollen zunächst uns selber beweisen, daß es uns gefallen darf, und wir wollen überdies beweisen, daß es auch den anderen gefallen soll, ja muß. Unser Gefühl scheint uns unberechtigt, wenn es sich nicht auch vor unserer Vaterlande behaupten kann. Ja, wir haben Stunden, wo wir zweifeln müssen, ob denn in Zeiten denen es an einer allgemeinen Anerkennung eines gemeinsamen Absoluten und an einer gemeinsamen Deutung dieses Absoluten, ja, an einer gemeinsamen Ausübung der gemeinsamen Andacht vor diesem Absoluten fehlt, ob in solchen Zeiten keiner Gemeinschaft in den Hauptfragen des menschlichen Lebens, ja nicht einmal in den Vorfragen, die gelöst sein müssen, bevor ein wahrhaftes Leben überhaupt erst möglich werden kann, ob in solchen Zeiten Geschmad, der doch verlangt, Urteile von allgemeiner Gültigkeit fällen zu dürfen, überhaupt möglich ist. In unserer Bewunderung der unbefangenen Zurecht, mit der Croce seinen Geschmad urteilen läßt, mißt sich darum zuweilen ein leiser Verdacht, daß ein Mann, der doch sonst dem Relativismus unserer Epoche verhaftet bleibt, eigentlich gar kein Recht auf absoluten Geschmad ansprechen kann. Und es ist uns also gewissermaßen ein Trost, wenn wir dann, näher zusehend, zu gewahren glauben, daß zuweilen doch auch ihn sein Geschmad trügt, dem er mit einer so beneidenswerten und, selbst wenn er irrt, noch immer bewunderungswürdigen, weil in seinem Grundwesen, dem eigenen und dem der Nation, verankerten Sicherheit gehorcht. Ein Versagen oder doch leises Nachlassen seines Geschmades meinen wir aber zu gewahren, sobald Croce seinen geistigen Lebenskreis verläßt: den lateinischen oder, richtiger gesagt, den mediterranen. Solang er in diesem bleibt, trübt sich kein klarer Blick für die Gestalt, aber auch für das sozusagen Anonyme, woraus recht eigentlich der geheimste Reiz von Dichtern und Dichtungen uns anhaucht, niemals: Alfieri, Leopardi, vor allem Manzoni und Carducci, doch auch Baudelaire, Flaubert und Maupassant bannt er zur reinsten Erscheinung heraus, und selbst der unergreifliche, der unbezwingliche Balzac, der sich noch keiner Erofation jemals ergab, läßt, wenn auch entfliehend, immerhin einen Hauch einen Wink, sozusagen das leise Rauschen eines Schleiers seiner Zauberhaftigkeit in der Hand dieses verwegenen Beschwörers zurück. Erst wenn er dann lichtgewohnt, sich aus der Helle weg zum Niffheim kehrt, graut ihm, er wird irre, die Gelassenheit, mit der er sonst jeder Begabung den Plus fñhst, schwindet plötzlich, und schon der Ton, in dem er etwa von Zacharias Werner, gar aber dann über Kleist spricht, ist von einer Gereiztheit, durch die sich sein schlechtes Gewissen verrät: er ahnt offenbar irgendwie, was er sich aber dann doch nicht eingesehen will und auch eigentlich, ohne den

Glauben an seinen unfehlbaren Geschmack zu verleugnen, gar nicht eingestehen kann, daß hier mit anderen Maßen gemessen werden muß.

In *tristi giorni della guerra* schrieb Croce sein Buch über Goethe (Croces Schriften „Dante“, „Goethe-Stiftung“, „Ariost, Shakespeare, Corneille“ usw. sind in der Uebersetzung Julius Schloßers in deutscher Sprache im „Amalthea“-Verlag erschienen), dem man immer wieder den Verdruß über die deutsche Gewohnheit, Goethe bloß auf die „Fakten“, auf die „Spezialissima“ hin zu lesen, anhört; ja, seine Furcht, ihr zu verfallen und sich selber auch gelegentlich aus solcher Verwechslung della considerazione artistica con la psicologica ertappen zu lassen, geht so weit, daß er jeden Blick auf Goethes Person scheut und sich immer nur an einzelne Werke hält, an diejenigen, die ihm la struttura intima della poesia goethiana am deutlichsten zu zeigen scheinen. Eine Auswahl von Gedichten Goethes hat er selbst, so sehr er sonst l'impossibilità, l'assoluta impossibilità della traduzioni theoretisch anerkennt, mit großer Kunst ins Italienische übersetzt, eigentlich mehr für sich selbst, um sich noch inniger, ja gewissenhafter handgreiflich, ihrer mirabile solidità zu versichern, Goethe war in Italien durch Mazzini eingeführt worden, der ihn neben Dante und Shakespeare stellte und mit Byron verglich. Unter Einwirkung Menzels und Börnes kam dann freilich auch dort die demokratische Verstimmung gegen den Fürstendiener in Mode, wider die sich jedoch Francesco de Sanctis erhob, ihn als den Dichter preisend, der von allen modernen Dichtern der Antica perfezione plastica und questa olimpica serenità der Alten am nächsten kommt, während hinwieder einer seiner Schüler, Imbriani, vielleicht aus Rache gegen den schnodderigen Ton, der ihm den Aufenthalt an der Berliner Universität verleidet hatte, den Nachweis unternahm, der „Faust“ sei zwar ein Meisterwerk, aber ein verfehltes, un capolavoro sbagliata, denn der Reiz des mißratenen Gedichtes konnte schließlich auch er nicht ableugnen: ci sarà forza convenire, poche opere contener tante bellezze poetiche quante ne racchiude questo mostro (man sieht sich gezwungen, zuzugeben, daß wenig Werke solche dichterische Schönheiten enthalten wie diese Mißgeburt). Croce hat viel zu viel Sinn für den jeder Dichtung an die Stirn geschriebenen Rang, um gegen Goethe diesen Ton zu wagen; sein Goethe-Buch ist von der reinsten Ehrfurcht durchdrungen. Aber schon vor Schiller hält er es für unnötig, sich zu mahigen: er nennt ihn schlechtweg einen sekundären Dichter, er weist ihn in die Categoria dei poeti secondari. Nun weiß ich ja nicht, ob „sekundär“ für Italiener denselben häßlichen Beifall hat wie für uns, und wir hoffen zunächst, das Wort solle nur davor warnen, Schiller in den höchsten Kreis neben Homer, Dante, Cervantes, Calderon und Shakespeare zu setzen, was übrigens längst auch keinem Deutschen mehr einfällt. Wenn er aber dann selber bekennt, was er unter Poeti secondari verstanden wissen will, nämlich quegli ingegnosi ed esperti letterati, jene geistreichen und kundigen Literaten, die sich schon gefundener künstlerischer Formen bedienen, senatti e decorosi scrittori e non però poeti, Schriftsteller voll Verstand und Anmut, aber keine Dichter, so gewahren wir, daß ihm für den deutschen Herzensklang der Dichtung Schillers das Gehör fehlt. Es ist auch charakteristisch, welche deutsche Dichter in seiner Reihe fehlen: Jean Paul, Hölderlin, Novalis, Brentano, Gotthelf, die Drostse, selbstverständlich auch Grillparzer und Stifter, seltsamerweise sogar Nietzsche.

Ludwig Marcuse:

Der jüngste Pitaval.

I.

Die meisten Menschen sind eng eingeknüpft in ein sehr schwer entwirkbares Gewebe, das man Gesellschaft nennt. Gesellschaft: das ist Familie, Verwandtschaft, Freundschaft, Verhältnis, Berufsgenossenschaft, Volksgemeinschaft, Religionsgemeinschaft und alle anderen tausend körperlichen, organisatorischen, seelischen, geistigen Bindungen, die Mensch und Mensch zusammenhalten. So steht ein jeder in einer Reihe mehr oder minder weiter, mehr oder minder intimer Kreise. Es gibt — soziologisch — keine isolierten Menschen.

Aber es gibt Menschen, die gewissermaßen an der Peripherie der Gesellschaft leben, die in einem ungewöhnlichen Maße sich zurückgezogen haben und von Gemeinschaften, welche Mensch und Mensch zusammenschmelzen. Gerade im neunzehnten Jahrhundert waren einige der stärksten Persönlichkeiten Einsame: Kleist war einsam, obwohl er mit Freunden besetzt war; der „einsame Nietzsche“ irrte ein Jahrzehnt lang zwischen dem Engadin und Genua herum, ein isolierter Splitter der menschlichen Gesellschaft. Und als Strindberg sein autobiographisches Buch „Einsam“ schrieb, lebte er mit den Menschen nur noch mittels der Augen zusammen. Flaubert aber sah — rechnet man die Reisen und seltenen Dinners

mit seinen Freunden ab — ein Leben zwischen seinen vier Wänden an seinem Schreibtisch.

Was ist es, was diese Menschen aus dem Gewebe der Gesellschaft herauslöst? Ihrer Familie, ihren Freunden, ihren Berufsgenossen entfremdet? Das Leid! Das neunzehnte Jahrhundert ist das Jahrhundert des Pessimismus; des tragischen Menschen, des Einsamen. Man möchte die Behauptung wagen, daß in keinem europäischen Jahrhundert unserer Zeitrechnung soviel Fremdlinge der Gesellschaft lebten wie im neunzehnten.

II.

Neben der Gesellschaftsfremdheit des Tragikers gibt es die Gesellschaftsfremdheit des Menschen, dessen Intinkte die Gesellschaft sprengen; der sich nicht zähmen läßt; der die Grundvoraussetzungen, unter denen allein eine Gesellschaft möglich ist, nicht anerkennt, vielleicht nicht anerkennen kann. Es ist der Verbrecher! In dem Verbrecher kommt der unterdrückte, gesellschaftsfeindliche, gesellschaftsgerührende Triebkomplex einer menschlichen Gesellschaft zum Durchbruch. Es ist unmöglich, eine umfassende Psychologie einer Gesellschaft zu schreiben ohne eine Psychologie ihrer Verbrecher. Der Verbrecher ist das offenbar gewordene Geheimnis einer Gesellschaft.

Deshalb ist Rudolf Leonhards Idee, diese modernen „Außenreiter der Gesellschaft“ in einer Monographienreihe (Schmiede-Verlag Berlin) darstellen zu lassen, äußerst glücklich. Es liegen schon vierzehn Bände dieser Reihe vor. „Der Mord am Polizeigenossen Blau“ (von Eduard Trautner dargestellt); „Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord“ (Alfred Döblin); „Der Fall des Generalstabschefs Redl“ (Egon Erwin Kisch); „Der Fall Wokobrancovic“ (Ernst Weisk) sind die Titel der ersten vier Bändchen.

Da ist der Generalstabschef Redl. Er spielt ein geheimes Spiel: verkauft Nachrichten an die Russen, denunziert andere Spitzel, um seine Tätigkeit zu verdecken — und wird eines Tages gellappt. Eigentlich ein uninteressanter, in allen Staaten der Welt immer wiederkehrender Fall. Aber an diesem Fall wird eine Welt und eine politische Situation sichtbar: der alte Kaiser Franz Joseph; der Erzherzog; das Weltbild einer besonderen Schicht vor dem Krieg. Noch mehr wird sichtbar! Man sehe sich Redls Bild an: ein kräftiger, breitschultriger, energischer Mann; ein gutgeschnittenes männliches, diszipliniertes Gesicht. Man denkt: der lebt sicher und zielbewußt in der moralischen Atmosphäre seines Kreises

Da ist der Polizeigenosse Blau. Er arbeitet für die Kommunisten. Gegen die Kommunisten. Gegen die anderen Polizeigenossen. Und wird eines Tages erdrosselt im Berliner Landwehrkanal aufgefunden. Das Spitzelweissen wird enthüllt. Und das Chaos der ersten Revolutionsjahre

Da ist — ein ganz anderes Bild — die 24jährige Milica Wokobrancovic de Woko et Branko vor den Wiener Geschworenen. Sie verkehrt in der Familie des Landesschulinspektors Rudolf Pfiffel. Sie mengt den Speisen Arsenik bei und fertigt eine Phosphorsäure an für die Ehefrau des Landesschulinspektors. Man denkt: sie will den Mann heiraten; aber das ist nicht das Motiv. Sie wird wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Bald darauf wiederholt sich ein ähnlicher Fall. Man sucht wieder angestrengt nach Motiven und findet keine. Und hat für das große Rätsel, das diese geistreiche, aber literarisch verbildete Frau aufgibt, nur das ärmlische Wort: Giftmischerin.

Da ist die hübsche, blonde, neunzehnjährige Elli Lint: „harmlos frisch, von der Munterkeit eines Kanarienvogels, wie ein Kind lustig“. Der ernste und lehrartige Tischler Lint kommt und heiratet sie. Und dann findet er nicht bei ihr und sie nicht bei ihm, was sie suchen. Sie werden gereizt, verstimmt. Die Mutter des Lint heßt. Es kommt zu Szenen. Haß und Erotik vermischen sich; steigern einander. Die Lint lernt ein Ehepaar kennen. Auch diese Frau ist unzufrieden mit ihrem Mann. Sie nimmt Rache am ganzen Geschlecht, indem sie die Lint stachelt und stachelt. Und so kommt es, daß die hübsche, blonde, neunzehnjährige Elli Lint, die „harmlos frisch, von der Munterkeit eines Kanarienvogels, wie ein Kind lustig“ ist, zur Mörderin wird

Theodor Lessing erzählte „Die Geschichte eines Wehrwolfs“, die Geschichte Haarmann; „Der Fall Strauß“ wird von Karl Otten dargestellt; in die Vorgeschichte des kürzlich wieder von dem Royalisten Léon Daudet gegen die französische Republik geführten Prozesses leuchtet Ivan Golls „Germaine Berton, die tote Jungfrau“. Artur Holtscher stellt im „Fall Ravachol“ die Kommunisten-Prozesse der französischen Republik dar; Leo Lania behandelt den „Hitler-Ludendorff-Prozess“, Kurt Kersten den „Moskauer Prozess gegen die Sozialrevolutionäre“. Seitdem der berühmte französische Rechtsgelehrte seine Sammlung merkwürdiger Kriminalfälle „causes célèbres et intéressantes“ 1734 herausgab, bürgerte sich diese Gattung unter dem Namen ihres Schöpfers „Pitaval“ ein und wurde beliebt. Dieser jüngste Pitaval ist mehr als eine Sammlung berühmter und interessanter Fälle: ein Bild unserer Tage; überall dort gemacht — und das ist an vielen Stellen —, wo die Fassade der Ordnung rissig geworden ist, wo die treibenden Kräfte sichtbar geworden sind.

Literarische Umschau

WOCHENSCHRIFT DER BADISCHEN PRESSE

2. Jahrgang

Karlsruhe, 17. März 1926

Nummer 11

Hugo Debrunner:

Panideal.

Rudolf Maria Holzappels Werk.

I.

Ungeachtet der Fülle von Neuerscheinungen, welche sich seit dem Kriege mit Fragen des geistigen und kulturellen Renaufbaus beschäftigen, hat sich der Menschen eine gewisse Skepsis bemächtigt, die nur allzu begreiflich erscheint, wenn man sieht, mit wie relativ primitiven Mitteln versucht wird neue Gebäude aufzuführen. Zwar leihen noch immer Viele ein williges Ohr, wenn ein neuer Name, eine tief sinnige Theorie, eine in modernen Plittter gekleidete Paradoxie auftaucht, bald aber stellt sich eine noch entmutigendere Enttäuschung ein als zuvor.

Denn was nützt es ihnen, wenn der Untergang des Abendlandes gewissagt, oder die Synthese von Ost und West gepredigt wird, da doch alle diese Betrachtungen im großen Ganzen auf Sand gebaut sind. Denn was da vorgeschlagen und zurechtgezimmert wird, hat keine wirklich tiefe Verwurzelung in einem neuen Erfassen einer großen, der Natur oder den Menschen abgerungenen Wahrheit. Es beruht nicht auf dem Erschauen von Dingen, die für den menschlichen Verkehr und die kulturellen Beziehungen am wichtigsten sind, auf einer tieferen Kenntnis der menschlichen Seele. Darum sind sie von vornherein dazu verurteilt, nach kurzem Modedasein alsbald wieder zu versinken.

Durchaus anders und völlig überraschend muß darum auf ernste Menschen ein Buch wirken, das unsern wichtigsten Fragen und Problemen von einer ganz anderen Seite nahe tritt. Nicht vage Allgemeinheiten, Prophezeiungen, Umsturzansagen bringt dieses Buch. Auf dem Boden einer großartigen, ernsten, in tiefer Stille geführten Forschung wird uns hier etwas geboten, das wahrhafte Erkenntnisse schenkt, das mit neuen Kräften und neuen Mitteln einen früher gleichsam undurchdringlichen Urwald von Gefühlen, Gedanken, Erlebnissen den Menschen zugänglich gemacht hat.

Geister von verschiedenartigstem Wesen, Forscher, Politiker, Männer wie der große Erkenntnistheoretiker und Physiker Ernst Mach und Graf Hermann Reysnerling, wie Romain Rolland und Hermann Bahr und so viele andere fanden sich in einmütiger Bewunderung und Anerkennung dieses Werkes, und sein Einfluß, stetig wachsend, hat sich allmählich zu einer mächtigen Bewegung entfaltet.

Rudolf Maria Holzappels „Panideal“^{*)}, das den Untertitel führt: „Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung“, bildet den ersten großzügigen Versuch auf psychologischem Wege einzudringen in die das Menschenleben am meisten beherrschenden inneren Vorgänge, und erst auf diesem Boden an eine eventuelle Umgestaltung heranzutreten. Wohl hat man in den letzten Jahrzehnten des öfters versucht, auf verschiedenen Gebieten, in Recht, Medizin, Pädagogik die Psychologie zuzuhelfen zu nehmen. Aber was den Suchenden in dieser Hinsicht zu Gebote stand, war selbst arm und dürftig und gab nur geringes Licht. Eine Psychologie, die im Stande gewesen wäre, gerade die komplizierteren und wichtigsten inneren Prozesse aufzuheben und zu deuten und die uns darum wirklich zum Führer aus Not und Bedrängnis hätte werden können — eine solche Psychologie hatte es bis jetzt nicht gegeben.

Rudolf Maria Holzappel wurde durch seine seltenen Anlagen und sein merkwürdiges Schicksal, durch die Größe und Gewalt, mit welcher er die Not und Verzweiflung der Zeit in sich selbst erfahren und nach einem Ausweg gerungen hatte, dazu geführt, diese Aufgabe in ungeahnter Weise zu lösen.

Holzappel ist vor einem halben Jahrhundert als Sohn eines österreichischen Arztes von vielseitiger Bildung geboren. Künstler und Forscher von Anlage, mit angeborenem durchdringenden psychologischen Blick, dem die Arbeit am Leben selbst von Anfang an die Hauptsache war, mußte er sich bald in tiefem Gegensatz zu den damals herrschenden Strömungen, der Leere und Flachheit der positivistisch-rationalistischen Aufklärung finden. Mit dem tiefen religiösen Ernst, der nach einem umfassenden, großen, lebendigen Lebensinhalt verlangte, war er sich früh bewußt, daß es galt, aus den Trümmern einer ersterbenden Kultur einen neuen Tag zu finden oder zugrunde zu gehen.

In stürmischem Drang wanderte er schon mit 16 Jahren nach Südafrika aus, wo er sich jahrelang in aufreibendem Kampf durchschlagen mußte. Als Buchbinder, Spengler, Verkäufer, unter un-aufhörlicher Mühsal und Entbehrungen sein Leben fristend, oft noch nachts den betrunkenen Matrosen zum Tanz aufspielend, hat er alle Klassen und sozialen Schichten, Schicksale und Menschen wie kaum ein anderer aus nächster Nähe kennen gelernt. Er sah den allgemeinen Verfall der Epoche, den notwendig aus ihm folgenden Zusammenbruch und erblickte mit Sicherheit das Kommen der Weltkatastrophe mit all ihrer Herrschaft der Rohesten, Stumpften und unwissenden Elemente. Schon damals entstand in ihm das klare Bewußtsein von der Notwendigkeit einer zielbewußten Rettung und Förderung der geistigen und besteltesten Kräfte, ein Problem, das später zu einem großen Menschheitsproblem erweitert, den Schutz der für die Menschheit wichtigsten Kräfte im Einzelnen und in Gruppen betreffend, in seinem Panideal zu so entscheidender Behandlung und Klärung geführt werden sollte.

Holzappel wußte, daß die künftige Umwälzung von innen heraus kommen müsse und nicht durch eine Aenderung äußerer Institutionen geschaffen werden kann. Aber in seinem Weg unterscheidet sich Holzappel von allen anderen großen Gestaltern der letzten Epoche. Denn nicht zurück zu einer Form primitiveren Lebens, geringerer Erkenntnisse, die sich doch als in dem komplizierten Bau der Gegenwart als allzu primitiv erwiesen haben, will Holzappel kehren, wie etwa Tolstoi. Die wirkliche Kenntnis, die minutiöse Beobachtung und Untersuchung, die auf allen Gebieten äußerer Naturforschung allein den Fortschritt gebracht hat, hatte bisher das wichtigste Gebiet auf dem sich alles menschliche Zusammenleben aufbaut, das Gebiet der Seelenvorgänge im Dunkel gelassen. Nur durch eine tiefbringende und großzügige Erkenntnis der Seele selbst konnte ein neuer Weg geschaffen werden.

Holzappel wurde so zu einer ganz neuartigen, die bisherigen an Tiefe, Feinheit und Bedeutung für das wirkliche Leben weit über-treffenden Seelenforschung geführt. Mit erstaunlichster Präzision und dichterischer Gestaltungskraft hat er vermocht, große Gefühlsgebiete von einschneidendster Bedeutung für den Einzelnen und das soziale Gruppenleben aufzudecken, zu beschreiben und neue Entwicklungsmöglichkeiten zu zeigen. In dieser neuen Art hat er die einzigartigen Psychologien der „Einsamkeit“, der „Sehnsucht“, der „Hoffnung“, des „Kampfes“ und „Gebetes“ geschaffen, vor allem aber die Bewußtseinsvorgänge mit noch nie geschauter Klarheit enthüllt und einen ebenso verblüffend tiefgehenden Einblick in die Prozesse der künstlerischen und wissenschaftlichen Arbeit eröffnet.

Die Methode Holzappels ist eine äußerst anschauliche, reiche, oft ist es, als könnte man durch ein Mikroskop in das Innere der Seele schauen. Aber es ist keine Analyse, die zerlegt oder zerreiht. Im Gegenteil geht eine merkwürdige Veruhigung von dieser Tätigkeit aus, etwas wie eine wohlthuende, heilende Klarheit, die objektive Kenntnis an sich hat und ein tiefer ästhetischer Genuß des Schauens, das Gefühl eines großen, zunächst kaum ahnbaren, aber mehr und mehr hervordämmern den Zusammenhanges. Es ist als wären all diese sorgsam betrachteten Elemente, zart und lieblich in die Hand genommene Teile, Glieder eines wunderbaren großen Organismus, die, zitternd und in einer geheimen Rerte schwebend, jedes doch

^{*)} Rudolf Maria Holzappel: Panideal, Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung. Verlag Eugen Diederichs Jena.

etwas von dem großen Ganzen verraten würden. Das Gefühl einer innewohnenden Synthese, eines Bauens viel mehr als eines Auseinanderlegens beherrscht das Ganze. Es ist mehr als trübe ein Maler im Bilden einer lichten Blume Farbe um Farbe neben einander auf, wohl zerlegend, aber im genießenden Wiebergeben neu schaffend.

Und wie die besten antiken Darstellungen den Eindruck von größter Wahrheit und Ökonomie im Erfassen des Wesentlichen machen und zugleich von reiner und sublimster Poesie erfüllt sind — so erscheinen die Schilderungen Holzapfels von den Seelenvorgängen mit derselben doppelten Schönheit des exakt Wahren und der innersten geistigen Beseeltheit ausgezeichnet.

Hermann Bahr:

Benedetto Croce.

II.

Man kann einwenden, Benedetto Croce habe ja keine deutsche Literaturgeschichte schreiben wollen, sondern in seiner *Poesia e Non Poesia* benannten Schrift eben nur einige deutsche Dichter als für das deutsche Wesen bezeichnend herausgegriffen. Aber von den vier deutschen Dichtern seiner Wahl: Schiller, Werner, Kleist und Chamisso ist Schiller für ihn überhaupt kein Dichter, Werner und Chamisso sind durchaus keine repräsentativen Deutschen, und Kleist, aus dessen Werken man, wenn das deutsche Volk mit allem, was jemals von ihm geschaffen worden, ja mit der deutschen Musik sogar, vom Erdboden vertilgt und nichts als der Homburg, die Hermannschlacht und das Käthchen übrig wäre, das Urgeheimnis deutschen Wesens mit allen seinen Aufzügen und Abstürzen restituieren könnte, die Dichtung Kleists, sozusagen alle deutsche Wildheit, Ungebärdigkeit, Besessenheit, aber auch die deutsche Holdseligkeit, Innigkeit und Herzengrundigkeit in Person, deutschen Wintersturmes und deutscher Maienluft so gedrängt voll, daß der Ueberfluß die bange Brust des allzu reich gesegneten Dichters zu sprengen droht, dieser bisher noch niemals in der ungeheuren Spannung seines geladenen Willens ganz erkannte Kleist, den man erst völlig verstehen wird, wenn dereinst Deutschland zu sich, zu seiner Gestalt kommt, ist kaum je noch ärger verkannt und wunderlicher verzeichnet worden. Daß Croce sich Kleist mit einer deutschen Seele nicht vorstellen kann, die doch griechischer als die des Plautus und gar die des Montespán hofierenden Molieres, daß ihm der Märchensinn für das holde Käthchen fehlt, daß er von einem Operetten-Achill spricht, daß er im „Zerbrochenen Krug“ nichts als una farsa tirata incredibilmente, pedantescamo in lungo, ein unglaublich pedantisch in die Länge gezogenes Possenspiel sehen will, läßt sich immerhin noch verstehen, in südlicher Beleuchtung mag Kleist greller wirken als auf uns. Aber wenn es einem so reinen Blick geschehen kann, Kleist so durchaus zu verkennen, daß er ihm, dem Kleist, der doch förmlich vor Poesie tobt, ja von ihrer Ueberfülle gesprengt wird, schlechtweg den Namen eines Dichters abspricht, weil es in ihm vielleicht überhaupt keine einzige wirklich poetische Stelle gibt, forse non v'ha in lui un sol luogo veramente poetico, so könnte man fast an der Möglichkeit einer Verständigung zwischen deutschem und lateinischem Geiste verzweifeln, auf der allein doch unser Glaube fußt, daß es dereinst wieder ein Europa geben wird. Unsere Verehrung für Croces hohen, reinen Sinn bleibt dadurch ungetrübt, wenn uns auch Ungerechtigkeit aus seinem Munde schmerzt, und um so härter, weil sie nur den Wahn bestärkt, alle Nationen seien so fest gegeneinander vermauert, daß keine, ohne sich untreu zu werden, ja sich aufzugeben, jemals einer anderen durchaus gerecht werden kann.

Croces ästhetisches Urteil zuweilen straucheln, ja stürzen zu sehen, stört uns keineswegs in der Bewunderung der Sicherheit, mit der es auftritt; schon um diese hohe Zuversicht allein beneiden wir ihn, selbst wenn sie gelegentlich trügt. Auch wir antworten ja auf ein Kunstwerk gleich bei der ersten Begegnung innerlich prompt mit Ja oder Nein, erschrecken aber dann sogleich über unsere Bewegtheit, denn daß uns etwas gefällt oder mißfällt, genügt uns doch nicht, solange wir nicht sicher sind, daß es uns gefallen darf oder mißfallen soll. Dieses Bedürfnis scheint Croce nicht zu kennen: er sucht sein Urteil nicht er zu legitimieren, er zweifelt offenbar nie, daß sein Geschmack allgemein gilt. Jener Biografismus, den er mit Recht an uns so spöttisch schilt, entstand unter uns ja durch unser wachsendes Mißtrauen gegen den eigenen Geschmack: Niemand hat mehr den Mut, zu rühmen, was ihm gefällt, oder zu schmähen, was ihm mißfällt; jedermann verdächtigt sich insgeheim der Unzuverlässigkeit des eigenen Kunstgefühles; es gibt aber auch kein Maß von allgemeiner Geltung mehr, an das von klein auf gewöhnt das nachwachsende Geschlecht zum Antritt der nationalen Geisteserbschaft berechtigt und ermächtigt werden könnte. Es erging der Kunst bei uns ganz ebenso wie der Religion: auch die Kunst galt dem Bildungspolitiker bald nur noch als Privatfache. Die Künstler, nirgends

mehr eingegliedert, sahen sich, da doch, seit es kein Maß von allgemeiner Geltung mehr gab, der Laie ganz ratlos vor ihren Werken stand, genötigt, mit ihren Werken Handel zu treiben, sie auszubieten, Lärm zu schlagen für sie, ja, sie fanden es allmählich geraten, lieber gleich das Werk selber schon Lärm für sich schlagen zu lassen: dieses Eindringen des „Avertissement“, der Reklame, des Plakats ins Innere, sozusagen ins Herz des Kunstwerkes selbst, ist eine besonderes Kapitel unserer neuesten Kunstgeschichte. So wenig wie bei den Laien gibt es bei den Künstlern dieser Zeit einen völlig unversehrt in sich ruhenden sicheren zuverlässigen Geschmack, der sich aller Zweifel, aller Anwendung von Launen, aller zufälligen Improvisation erwehren könnte, denn die Kraft zu solchem Geschmack ist immer nur aus einer ganz starken Gebundenheit zu schöpfen, und diese fehlt, seit alle Bindungen überall zerstört sind. Wie soll denn auch absoluter Geschmack entstehen, wie sich behaupten können in einer rinas durch und durch relativierten Welt? Aber Croce scheint ein leibhaftiger Widerspruch, denn er hat doch absoluten Geschmack oder jedenfalls einen sich absolut fühlenden, unmittelbar aus sich selbst heraus antwortenden Geschmack! Und selbst die große Gebärde davon setzt doch schon voraus, daß es ihm irgendwie gelungen sein muß, sich dem Relativismus, in dessen Klammern die Menschheit dieser Zeit stöhnt, zu entwinden und zur Anerkennung einer standhaften Wahrheit heimzukehren. Sein Verhältnis zur Dichtung ist es, das uns auf den Denker neugierig macht.

Den Denker Croce sehen wir in allem durch sein Lebensbedürfnis nach Klarheit bestimmt, ja wir merken bald, daß er, wenn er auf Klarheit dringt, damit noch weit mehr meint, als uns dieses Wort gemeinhin befragt, und zwar nicht etwa bloß einen stärkeren Grad oder einen noch helleren Akzent der uns gewohnten Klarheit, sondern etwas wesentlich anderes, etwas von größerer Dichtigkeit, etwas Maßvolles. Wenn ein mediterrane Mensch Klarheit fordert, so meint er Sichtbarkeit. José Ortega y Gasset, der Geistesführer der spanischen Jugend, Einsteins produktivster Dolmetscher, hat einmal glänzend dargetan, warum Mediterrane und Nordländer in entzündenden Fragen immer wieder aneinander vorbeireden. Er zitiert einen Satz Kant's: „Dreißig mögliche Taler sind nicht weniger als dreißig wirkliche.“ Deutschen oder auch Franzosen Klingt das ganz verständlich, ein Spanier oder ein Italiener aber vermag sich überhaupt nicht vorzustellen, was damit etwa, ja nicht einmal, daß überhaupt damit irgend etwas gemeint sein könnte; so sehr setzt der mediterrane Mensch denkend immer das „Da-sein“, die Präsenz, den Augenschein voraus. Die Deutschen, sagt Ortega, denken reiner, als sie sehen, die Mediterranen umgekehrt. Jene bemühen sich um das Ding an sich, diese um seine Gegenwart. Mediterrane sind darum auch niemals Realisten, denn es geht ihnen von vornherein gar nicht um die res, sondern ums Er-scheinen der res und um die Möglichkeit, sich der Erscheinung zu bemächtigen, um Gestalt und Dauer. Wir wollen immer dahinter kommen; sie beglückt Anblick, Besitz und Genuß der unmittelbaren Gegenwart. Croce, so gründlich er deutsche Philosophie kennt und sozusagen als Jugendliebe hegt, ist an der Wurzel seines Geistes doch durchaus mediterran, daher sein Verdruß über alle „theologisierende Philosophie“, über jeden Versuch, sich mit der Erscheinung und ihren Aussagen und der Ordnung dieser Aussagen nicht zufriedenzugeben, über unsere deutsche Hybris, der uns gefesteten Grenzen spotten zu wollen. Er erkennt dabei keineswegs die Macht der Geheimnisse, aus denen jede Gestalt auftaucht, um nach getaner Sendung in sie heimzukehren, er ist mit jener mystischen „Seitigkeit in die Einheit, die die Anderheit verschluckt“, aus eigener Erfahrung vertraut, doch hat er offenbar kein reif'es Organ zum dauernden Verkehr mit ihr, oder sie muß ihn enttäuscht haben, denn alle Bemühung, an die Grundwahrheit zu gelangen, lehnt er fortan durchaus ab, ja mit einer spöttischen Gereiztheit, die sonst seiner milden, duldsamen, heiteren Geistesart ganz fremd ist, und der konkreten Erkenntnis allein wendet er sein volles Vertrauen zu. Den menschlichen Geist nötig seine Natur, alles, was uns gemeinhin Natur heißt, unablässig sogleich in Geist zu verwandeln; Geist ist unduldsam, er leidet nichts neben sich, er muß sich alles assimilieren, und das ewige Spiel dieser fortwährenden Umschaltung alles Faktischen in Geist einzusehen, ja auch in der Vergangenheit überall aufzufühlen, darin will Croce, wenn ich philosophischer Laie ihn recht verstehe, das Amt des Philosophen erkennen. Wir müssen ihn also wohl bei den Idealisten einreihen, aber es ist allerdings ein eigentlich grundloser Idealismus, dem er anhängt: ein Idealismus, der den Ideen absagt, ein, wie man frei nach Bahinger sagen könnte, Idealismus des „Als ob“. Croce ist ja nicht der erste Philosoph, der selber von seiner Philosophie persönlich unberührt bleibt: Hume zum Beispiel und die Schotten ließen sich von der radikalen Skepsis, zu der sie denkend gelangt waren, im eigenen Leben nichts anhaben, und der schönste Fall solcher glücklicher Begabung, sich in Person durchaus von der eigenen Philosophie zu bewahren, ist vielleicht Burvenargues, der denn auch einmal geradezu sagt: „Le bon instinct n'a pas besoin de la raison, mais il la donne.“ Kant und Schopenhauer ließen sich von ihrer Philosophie keinen Augenblick persönlich stören; Nießche,

nicht so vorsichtig, wurde von der seinen zerstört. Croce sehen wir in froher Ausübung einer philosophischen Tätigkeit, auf die er nach seinen eigenen Anschauungen eigentlich gar kein Recht hätte, und wir müssen an ihm einen absoluten Geschmack bewundern, der in einer durchaus bloß auf Relativität eingeschworenen Epoche unmöglich scheint. Auch er bestätigt also von neuem, was uns der Anblick aller erheblichen Geister unserer Zeit beweist: daß in ihr unterirdisch noch ein ererbtes geheimes Residuum der öffentlich verleugneten Wahrheit fortwirkt, dessen sich wenige bewußt sind, aus dem allein aber sie noch Lebenskraft schöpfen. Erinnerung ist es, von der unsere Zeit zehrt, und all unser Sein und Tun in dieser Zeit hat nur soviel Wert, als es Erinnerung enthält und Erinnerung erweckt: Erinnerung von der produktiven Art, Erinnerung, durch die wir an der Vergangenheit erst die Gegenwart, am Sinn der Ahnen erst unseren eigenen und das Stichwort zum Auftritt unserer Tat verstehen lernen, Erinnerung, die kein bloßes Empfangen, sondern Beschwörung der in der Vergangenheit aufbewahrten Urkraft zu neuem Leben ist.

Erinnerung in Person aber ist Croce. Erinnerung verlaunet in dem absoluten Geschmack, der seinen ästhetischen Urteilen die große Sicherheit gibt, Erinnerung herrscht so stark in ihm vor, daß ihm selbst die Philosophie immer mehr zur Geschichte wird. „Die Geschichte, zurückgeführt auf den allgemeinen Begriff der Kunst“, mit dieser Abhandlung hat er 1893 wissenschaftlich debütiert. In geschichtlichem Denken findet sein nach persönlicher Gewißheit verlangender Geist den festen Grund, auf dem er sich seiner behutlich vorwegenen Baulust getrost anvertrauen kann. Denn in ihm ist ja Lust an Abenteuer des Geistes mit Vorsicht, ja fast Aengstlichkeit selbst gepaart: er will alles wagen, aber dabei sicher gehen. Darum sind ihm auch Superlative von vornherein verdächtig, darum kann er das Barock nicht leiden, das er von Grund aus mißverstehet: wirklich wohl fühlt er sich doch eigentlich nur in den gemäßigten Zonen des Gedankens und Gefühls. Immer wieder läßt er mich, wenn ich über ihn nachsinne, an eine große Gestalt meiner Jugend denken, an den Schwaben Gustav Schmoller. In diesem waren Weite des Ausblickes, Größe des Gedankenwurfes und Höhe der Betrachtung auch immer vom Schatten einer leisen Furcht vor Ueberhebung gehemmt. Der Vergleich stimmt Zug um Zug: Croce ist ein Schmoller, aber freilich ein Schmoller der Abruzzen.

Croce kam am 25. Februar 1866 in Pescasseroli zur Welt, verlor 1883 im Erdbeben von Casamicciola beide Eltern und erhielt seinen Oheim Silvio Spaventa zum Vormund; Silvio wie sein Bruder Bertrand waren mit Kant, Hegel und der deutschen Philosophie vertraut: der Neffe wuchs in der Luft deutschen Geistes auf. Benedetto hat sein Leben in der Stille des freien Gelehrten verbracht. Von Giolitti zum Unterrichtsminister berufen, hatte er nach einem Jahr davon übergenug. An äußeren Ehren fehlte es ihm nicht: er ward schon 1921 Ehrendoktor der Universität Freiburg i. Br., 1920 von der Columbia-Universität zu New York mit der großen goldenen Medaille gesmückt, 1923 Ehrendoktor von Oxford. Zum Sechziger wird es ihm an herzlichen Grüßen und Glückwünschen des gesamten Abendlandes nicht fehlen, das in ihm eine seiner reinsten Gestalten verehrt.

Benedetto Croces Werke, original von Giuseppe Laterza und Figli zu Bari verlegt, erscheinen jetzt im „Amalthea“-Verlag zu Zürich, Wien und Leipzig, von Julius Schlosser in ein reines, sich jeder leisen Biegung des Urtextes annehmendes, nicht bloß den Sinn getreu vermittelndes, sondern auch jede Schwebung gleichsam zwischen den Zeilen aufstützendes und aufnehmendes Deutsch geleitet; es ist ein wahres Meisterwerk deutscher Uebersetzungskunst, deren alter Ruf sich heute so oft von beider Sprachen gleich unkundigen Stämpfern arg bedroht sieht. Der „Amalthea“-Verlag hat uns auch G. Castellanos Croce-Biographie gebracht, auch in der Uebersetzung Schlossers. Bei Rascher in Zürich sind Croces Aufsätze über Barock und Gegenreformation erschienen. Karl Bofler gedenkt Croces in seiner „Italienischen Literatur der Gegenwart“.

Käthe Braun-Prager, Wien:

Stifter über Maximilian von Mexiko.

Adalbert Stifter schreibt am 6. August 1867 aus Linz an seinen Freund und Verleger Gustav Heckenast: „... Von der Kenntnisaufnahme der Weltthändel habe ich mich völlig zurückgezogen, und so leben wir ruhig im Hause. Nach dem Bekanntwerden des Todes des Kaisers Maximilians schrieb ich einen kurzen Aufsatz über diesen Tod in die „Wiener Zeitung“, worauf ich ein sehr rührendes Telegramm von der Frau Erzherzogin Sophie (der Mutter des Toten und Kaiser Franz Josephs. D. Verf.) erhielt. Dieser Dank freute uns sehr, denn es kam mit ihm zugleich die Versicherung, daß ich einigen Trost gegeben habe. Was mag jetzt dieses Mutterherz

leiden, und wieviel leichter sind dagegen körperliche Uebelstände zu ertragen. Möge nur bei Dir auch alles gut sein...“

Als ich diese Stelle gelesen hatte, war ich begierig, den Aufsatz kennen zu lernen, der die Kaiserin-Mutter so zu Dank gegen Stifter verpflichtete, aber ich fand ihn in keiner Ausgabe, die mir zur Verfügung stand. So ging ich in das Archiv der „Wiener Zeitung“, das in einem uralten Hause der Bäderstraße untergebracht ist. In der Universitätskirche daneben war Schubert Chorknabe gewesen, im angrenzenden Pfarrhaus, das früher Jesuiten-Gymnasium war, absolvierte er drei Studienjahre. In der gegenüberliegenden Universität, jetzt Akademie der Wissenschaften, gingen Grillparzer und Stifter als Studenten aus und ein. Kein Stein hat sich in diesen verträumten, ganz stillen Gassen seit zwei Jahrhunderten verschoben. Bewegt fühlt der moderne Mensch, durch diese Ruhe schreitend, was ihm not täte. Ganz in Vergessenheitsgeföhlen befangen, blätterte ich nun in dem nicht einmal vergilbten Jahrgang 1867 der „Wiener Zeitung“. Ich bin fast 60 Jahre rückverkehrt, lese mit Erstaunen, daß eine öffentliche Geldsammlung für Ferdinand Freiligrath eingeleitet wird, lese eine viel zu persönliche Besprechung Emil Kuhs über Chamisso „Frauenliebe und Leben“, wobei er über Pauline Wiesel, die Wielgeliebte und Freundin Rahel Barnhagens, Bemerkungen macht, über Heines „Mouche“ einen großen Aufsatz, da springt mir schon der Name, den ich suche, entgegen: Adalbert Stifter. In der Beilage zur „Wiener Zeitung“ (der „Wiener Abendpost“) stand am „Dinstag“, den 16. Juli 1867, in der Nr. 161 folgendes Feuilleton, das ich wörtlich wiedergebe:

Kaiser Maximilian.

Es sei einem Manne, der einen großen Schmerz über das empfindet, was jenseits des Ozeans geschehen ist, gegönnt, einige Worte über das Ereignis zu sprechen. Es ist nun gewiß, daß Maximilian, der Kaiser von Mexiko, durch die Hand der Republikaner den Tod gefunden hat. Als Maximilian, ein Sproß des österreichischen Kaiserhauses, die dargebotene Krone von Mexiko annahm und in dieses Reich abreiste, hat mancher Oesterreicher schweren Kummer gefühlt. Der Prinz Maximilian hatte sich die Aufgabe gestellt, dieses wundervolle Land in die Reihe der Sitzenstaaten einzuführen oder doch wenigstens durch Beendigung der Wildheit, die nun schon so lange über jenen unglücklichen Erdtrich ausgelassen war, den Weg hierzu anzubahnen. —

Welche herrliche, welche lockende Aussicht! Wenn Maximilian irrte, wenn die Lösung der Aufgabe nach der Wesenheit der Bevölkerung und nach anderen Umständen für die Kraft eines Mannes unmöglich war, so liegt dieser Irrtum einem großen Herzen mit großem Verstande näher, als einem kleinen Herzen mit kleinem Verstande. Was groß ist, neigt dem Großen zu und wagt das Unglaubliche. Nur das Ende hat erst recht deutlich gezeigt, daß Maximilian von solchen Gedanken besetzt war. Als die Sache des Kaiserthums sich zum Uebeln gewendet, als er das Land hätte ungefährdet verlassen können, so tat er es nicht, er hartete in demselben aus.

Maximilian täuschte sich nicht in der Gesinnung seiner Gegner, er wußte, was ihm bevorstehen könne, falls der unglücklichste Ausgang eintreffe. Aber dennoch blieb er. Wer bloß das leibliche Wohl und den Nutzen vor Augen hatte, der tabelte ihn, daß er nicht fortgegangen ist. Aber die erfüllte Kaiserkrone steht höher als das Leben, und nun er durch seine Tat jugendliche Herzen entzündet und begeistert und zu erhabenen Gedanken und hoher Pflichtenfüllung führt, so ist das in unserer Zeit, die nach Geld und Gut und sinnlichem Genuß strebt, mehr wert als hundert eroberte Königreiche, so wie Hagen in dem großen deutschen Lied mit seinem Könige in dem Tod geht, obwohl er weiß, daß ihm der Tod bevorsteht, und so wie der König den Tod vorzieht, ehe er Hagen opfert, weche Mannes-treue und Königstreue das Lied hoch über andere emporhebt.

Als Maximilian nicht durch Waffen bezwungen, sondern von dem, welchem er vertraut, und welchem er Wohlthaten erwiesen hatte, verraten und verkauft worden war, übten seine Feinde Raube und nahmen ihm das Leben. Haben sie ihren Zweck erreicht, haben sie sich ein Gutes und ihm ein Uebles zugewendet? Nein. Haß und Abscheu der ganzen Erde lastet nun auf den Mördern und weiteres wird folgen; eine Regierung, die solches tut, ist keine Regierung und die Stunde wird bald schlagen, daß das unglückselige Land aus ihrer blutigen Hand genommen und jetzt weit eher und sicher dem entgegengeführt wird, was das Vermächtnis Maximilians ist, der Gerechtigkeit und der Besserung.

Hätten sie den Kaiser an das Meeresufer geführt und nach Europa geschickt, so hätte er ein gedrücktes Leben fortgesetzt, dem sein tiefster Inhalt zertrümmert worden ist. Jetzt aber steht er steilglänzend da, eine Gestalt, die in den Herzen aller Menschen dieser Erde lebt, die ein Gefühl haben, eine Gestalt, die wie die schönsten des reinen Rittertumes ist, eine Gestalt, welche die Geschichte verherrlichen wird, eine Gestalt, zu der der Künstler und Dichter emporsehnt, sie seinem Volke zu verkünden, eine Gestalt, die in den Geföhnen der Zeiten blühen wird, wie die alten Helden in den alten